



Auf dem Jenaer Johannisfriedhof findet Ruhe, wer sie sucht. Nur wenige Schritte abseits des lebendigen Zentrums finden sich unter anderen zahllose Gräber von Menschen, ohne die diese Stadt nicht wäre, was sie ist.

Pflegebedürftig

Der historische Johannisfriedhof in Jena ist letzte Heimat etlicher großer Geister der Stadtgeschichte, eine Zäsur im Getriebe der Zeit und ein Biotop zugleich. Doch das Kleinod braucht Freunde. Von der Bedrohtheit eines „schönen Ortes“ – Von Anja Blankenburg (Text) und Tino Zippel (Fotos)

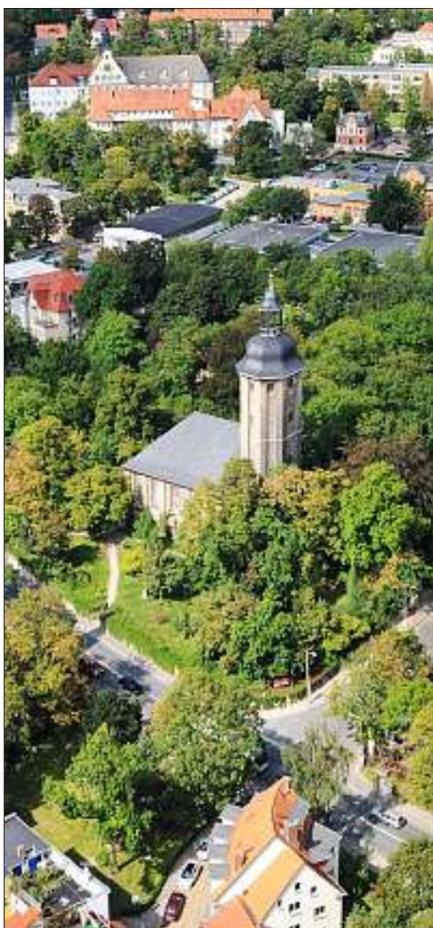
Unmittelbar hinter der Friedhofsmauer endet seltsamerweise die Nachbarschaft von B7 und Johannisfriedhof. Der Lärm der Bundesstraße Richtung Weimar verschwindet freilich nicht – nur aus dem Bewusstsein.

Hinter der Friedhofsmauer hat die Gegenwart weniger Gewicht. Hier, zwischen Friedenskirche, jahrhundertalten Laubbäumen, verwitterndem Stein und efeuüberwucherten Gräbern erhält das Wort Ewigkeit für 700 Jahre Kontur.

Der historische Jenaer Johannisfriedhof liegt inmitten der Stadt, wenige Schritte vom Botanischen Garten entfernt. Im Mittelalter jenseits der Stadtmauern angelegt, ist er letzte Ruhestätte für etliche Geistesgrößen, ohne die Jena nicht wäre, was es ist. Und für andere, über die heutiger mehr einen Gedanken hegen würde, berührten sich nicht hier unsere Wege.

Seit 2010 der letzte Friedhofsgärtner sein Amt nach 28 Jahren niederlegte, verwildert die zwei Hektar große denkmalgeschützte Parkanlage. Und nun die Nachricht, sie müsse schlimmstenfalls ganz für Besucher geschlossen werden, weil für deren Sicherheit niemand garantieren kann.

Werksgründer Carl Zeiß liegt hier begraben, der legendäre Fechtmeister Johann Wilhelm Kreußler, der Theologe Johann Griesbach, in dessen Hörsaal Schiller seine viel beachtete Antrittsvorlesung hielt. Oder der Großherzogliche Baurat Carl Botz, dem die Jenaer ihren unvergleichlichen Höhenwanderweg, die Kernberghorizontale, verdanken. Dazwischen Ida Otto, von der wir nichts wissen, als dass ihr nur wenige Tage auf dieser Welt beschieden waren.



Eine grüne Oase inmitten des Zentrums: Blick vom Inter-shop-Turm auf Friedenskirche und Johannisfriedhof.

So steht es auf dem unterteller großen Porzellanmedaillon, versteckt unterm Laub: geboren den 17ten April, gestorben den 5ten August 1867. Auch von an-

deren bleiben nicht mehr als zwei Zäsuren im Getriebe der Zeit – Geburts- und Sterbetag. Und gelegentlich das, was eine Gravur sonst noch ahnen lässt:

Was war einem aufgegeben, der drei Söhne vor seiner Zeit hier Gott überantworten musste?

Dennoch: Es ist der Johannisfriedhof ein Ort des Nachhalls ohne Schwere. Ein Ort der Ehrfurcht ohne Pathos. Es ist ein schöner Ort.

Sein jüngst erbarmungswürdiger Zustand resultiert aus vier Jahren säumiger Pflege. Im Frühjahr 2010 trennte sich Gärtner Dieter Holzapfel von dem kulturhistorischen Kleinod, weil seine Dreiviertelstelle bei der Landeskirche zur vollen aufgestockt wurde und ihm die nötige Zeit fortan fehlte. 15 Jahre lang war das 1836 als Leichenhalle erbaute Gärtnerhaus auch seine Wohnstätte gewesen. Ein Fachmann wie er, mit feinem Gespür für die Seele einer solchen Stätte dazu, fehlt dem Totenacker seither. Mit gutem Auge und wohlndem Eingriff in dessen urige Natur hatte Holzapfel den alten Friedhof gleichsam zu einem Biotop entwickelt, in dem auch Orchideen gedeihen und etliche Vogelarten heimisch sind. Kein „neuer Holzapfel“ in Sicht, ließ sich die evangelische Kirchgemeinde als Alleineigentümerin 2011 ein Angebot des städtischen Kommunalservice unterbreiten: 30 000 Euro jährlich, die sie schlicht nicht aufzubringen im Stande war.

Nun forciert man die Gründung eines Fördervereins, dem es leichter fiele als der Kirche, nötige Mittel einzuwerben. Ein erstes Treffen geeigneter Friedhofsfreunde gab es im März, einen freiwilligen Arbeitseinsatz ebenso. Mit dabei: Eckhard Schack. Dass er hier Pfarrer war, ist 30 Jahre her. Und schon damals, sagt Schack, „war es uns ein Grundanliegen, diesen Friedhof zu erhalten.“ Die Prob-

leme einst und heut: die selben. 1929 hatte es die letzte Erdbestattung, 1951 die letzte Urnenbeisetzung gegeben. 1971 mit dem Ablauf der Liegefristen ging die Gräberstätte zurück in die Obhut der Kirche. „Danach wurde hier nichts mehr investiert“, sagt Schack. Schon damals fand sich schließlich eine Interessengemeinschaft, der auch der Rat der Stadt, die Universität oder die Carl-Zeiss-Stiftung angehörten und die die Pflege des Friedhofs auf freiwilliger Basis organisierte.

Der Plan von Carl Zeiß' heimlicher Umbettung

Alle vier Wochen traf man sich Samstag um fünf Uhr früh, um Gras zu schneiden oder Laub zu harken. Nach der Arbeit gab es ein gemeinsames Frühstück. Das Areal erfuhr seine bis heute bestehende Akzentuierung mit historischem Friedhof, Freifläche für gemeindliche Nutzung und Landschaftsschutzgebiet im nördlichen Teil. „Auch damals haben wir sicher manches dilettantisch erledigt“, sagt Schack. Bis man sich schließlich den Gärtnern leistete.

Der 76-jährige promovierte Theologe ist noch immer mit der Topographie seiner einstigen Wirkungsstätte bestens vertraut. Nur beschleiche ihn eine gewisse Scham, wenn er heute hier her kommt. „Über diese Gräber habe ich in die Stadtgeschichte gefunden“, sagt Schack. Ob er sich einem besonders verbunden fühlt? „Ich müsste viele aufzählen.“ Das von Knebel, Johanna Schopenhauer oder Karoline von Wolzogen. Das schöne Grab des 1827

verstorbenen Hofapothekers Johann Wilhelmi mit seiner wunderbaren, wenn auch kaum noch zu entziffernden Inschrift. Seit 1999 hat es im Rahmen der Evangelischen Erwachsenenbildung in der Reihe „Der Schöne Ort“ auf dem Johannisfriedhof an die 40 Vorträge wechselnder Referenten gegeben, die aus dem Leben derer erzählen, die hier zur letzten Ruhe gebettet sind.

Da war zum Beispiel von den eigenwilligen aber höchst fruchtbaren Methoden des Universitätskurators Moritz Seebeck zu vernehmen. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann mit diplomatischem Talent und einer Vergangenheit als Prinzenzerzieher am Meiniger Hofe und als Delegierter im Frankfurter Parlament. In finanziell schwierigen Zeiten unter der Ägide der erntestatischen Erhalterstaaten pflegte Seebeck – ungeachtet der Zuständigkeit von Fakultäten – neue Professoren an die Alma Mater zu lotsen, indem er inkognito Vorlesungen viel versprechender junger Leute taxierte. Noch ehe er sich einem möglichen Kandidaten zu erkennen gab, legte er im Auditorium noch das Ohr an die Massen. Auf diese Art gewann Seebeck für die Jenaer Universität etwa den Philosophen Kuno Fischer, der zu einem der populärsten seiner Zeit avancieren sollte, den Zoologen Ernst Haeckel oder Rudolf Eucken, den einzigen Nobelpreisträger, mit dem die Schiller-Universität aufwarten kann.

Der „schöne Ort“ erinnerte auch an die als Nacht- und Nebelaktion geplante Umbettung von Carl Zeiß. 1888 gestorben, ruhte der geniale Unternehmer beinahe 90 Jahre, als es dem Generaldirektor des Zeiss-Kombi-

nates Wolfgang Biermann in den Sinn kam, dass sich dem Gründer zum Jahrestag besser auf dem nichtkirchlichen Nordfriedhof huldigen ließe – noch dazu in unmittelbarer Nähe zur letzten Ruhestätte von Ernst Abbe. Immerhin ist die Erfolgsgeschichte des Weltkonzerns nicht zuletzt die jener äußerst fruchtbaren Zusammenarbeit Zeiß' und Abbes: weder ohne den einen noch ohne den anderen denkbar.

1978 also schreiben wir, als Pfarrer Schack und sein damaliger Kollege Hans Gellner einen Hinweis vom Nordfriedhof erhalten, da werde ein Platz hergerichtet neben dem Abbe-Grab. Gellner, der sich an die Kriminalpolizei wendet und Anzeige gegen Unbekannt erstattet, wird nach kurzer telefonischer Recherche des Beamten mit der Auskunft abgespeist: Das gehe in Ordnung, es handle sich um eine Angelegenheit des Genossen Biermann.

Doch die Angelegenheit fand ihren Weg bis ins höchste politische Führungsgremium. Und nach der dienstäglichen Sitzung des Politbüros kam aus Berlin das Stoppsignal. Die höfliche Anfrage der Werksleitung nun, ob es denn möglich sei, die Zeiß-Gedenkfeier auf dem Johannisfriedhof durchzuführen, beantworteten Schack und Gellner mit dem wohlgemeinten Hinweis, dass man für die Sicherheit der Gäste keine Verantwortung tragen könne. In miserablen Zustand war damals vor allem die Turmhöhe der 1693 geweihten Friedenskirche. Vom Dach hing bedrohlich der Schiefer, erinnerte sich Schack. Und siehe: Rasch wurden eine Sonderbilanzierung genehmigt, ein Baugerüst aufgestellt, die Wege in Ordnung gebracht...